

Das asketische Priesterideal.

Von P. Augustin Rösler C. Ss. R., Breslau-Grüneiche.

3. „Fraternitatem diligite.“

Das Kindschaftsverhältnis des Christen zu Gott zieht als notwendige Folge die Verbrüderung der Kinder Gottes nach sich. In einem Atemzuge hat der Herr selbst diesen Zusammenhang ausgesprochen, als er seinen Jüngern sagte: „Ihr alle seid Brüder; auf Erden aber sucht euch den Vater nicht. Einer ist nämlich euer Vater, der im Himmel ist“ (Mt. 23, 8. 9). Als auferstandener Welt-erlöser gibt er daher der beglückten Maria Magdalena den Auftrag: „Gehe zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich steige auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott“ (Jo. 20, 17). Von Anfang an haben sich auch die ersten Christen nach diesem himmlischen Worte gerichtet, indem sie mit der Bezeichnung als Bruder sozusagen offiziell die Zugehörigkeit zur Kirche ausdrückten, ja der Kirche selbst den Namen der „Brüderlichkeit“ oder der „Bruderschaft“ gaben. Der heilige Petrus braucht den unklassischen Ausdruck *ἀδελφότης* ohne jede Erklärung (I. 2, 17; 5, 9) als allgemein bekannt und in Übung. Die apostolischen Briefe kennen keine andere Bezeichnung für die Getauften als den Namen Bruder; insbesondere Jakobus, der „Bruder des Herrn“, und der Liebesjünger Johannes versehen uns durch den Gebrauch dieses Wortes in die Stimmung und Gesinnung der Urkirche. Alle Glieder der Kirche bilden danach durch den Heiligen Geist in demselben Glauben liebevoll vereinigt die eine große Bruderschaft Christi auf Erden. Die verwandtschaftsbildende Gemeinsamkeit von Fleisch und Blut tritt hinter die geistige Zusammengehörigkeit, die aus der Wiedergeburt stammt, zurück. Das innere Wesen der christlichen Gemeinschaft fand in der Bezeichnung dieser Geistesverwandtschaft

durch den Brudernamen seinen Ausdruck, während der Name „Christ“ (Apg. 11, 26. I Petr. 4, 16) zunächst mehr zur Unterscheidung der Gläubigen von der nichtchristlichen Umgebung in Anwendung kam.

Diesen idealen überirdischen Charakter hat die Kirche bis heute in ihrer liturgischen und offiziellen Sprache festgehalten. Der Brudergeist der Urkirche zeigt seine ungeschwächte Lebenskraft in dem unaufhörlichen Drängen zu neuen Gestaltungen in der Form von religiösen Genossenschaften und Bruderschaften. Wenn der Papst die Bischöfe als Brüder anredet, wenn der Priester an den Stufen des Altars vor den „Brüdern“ sich als Sünder bekennt und sie dann zur Teilnahme am Opfer mit „Orate fratres“ auffordert, so vernehmen wir die Sprache der apostolischen Zeit. Alle Katholiken sollen mit dieser Sprache vertraut sein; eine goldene Zeit würde im Reiche Gottes hienieden anbrechen, wenn wirklich alle Kinder der Kirche verständnisvoll der Mahnung des Apostelfürsten: „Liebet die Bruderschaft“ nachkämen. Aber auch dann hätte das Wort für den Priester noch ganz besondere Bedeutung; seinem ganzen Berufsleben und Tugendstreben muß nämlich die „Liebe zur Bruderschaft“ einen ausgezeichneten, wesentlichen Einschlag verleihen. Das Priesterideal ohne diese hervorragende Form der Nächstenliebe würde auch vor einer milden Kritik nicht standhalten. In der Gegenwart zumal, die das revolutionäre Scheinbild der Brüderlichkeit an die Stelle des katholischen Weltbruderbundes setzen möchte, kann der Priester kaum genug tun, um der Mahnung des heiligen Petrus nachzukommen. Nicht als mechanische Formel darf das „Orate fratres!“ aus seinem Munde kommen, sondern als übernatürlicher Liebesgruß soll es seinem glühenden Herzen entströmen. Seine Seelsorge kann nur das Ziel haben, dem Vater im Himmel Kinder zuzuführen, die er mit erleuchteten Glaubensaugen als seine Brüder ansieht. Als klassisches Vorbild dieser apostolischen Tätigkeit steht Paulus vor uns. Er schickt dem Philemon den entlaufenen Sklaven Onesimus als bekehrten Christen mit der Empfehlung zurück: „Vielleicht hat er dich deshalb zeitweilig verlassen, damit du ihn für die Ewigkeit zurückbekämest, und zwar nicht mehr als Sklaven, sondern statt eines Sklaven als geliebten Bruder; das ist er vor allem mir, um wie viel mehr wird er es dir sowohl der natürlichen Zugehörigkeit nach wie im Herrn sein? Wenn du also in mir deinen Gefährten siehst, so nimm ihn auf wie mich“ (Philem. 15 bis 17).

Keinem Gezeiten wird es wohl einfallen, diese paulinische Tugendgeffinnung nach beliebter Methode als vorübergehende und veränderliche Zeiterfcheinung erklären zu wollen; noch auch geht es an, den heldenhaften Grad dieser Bruderliebe des Apostels als individuelle Uebertreibung dem gewöhnlichen priesterlichen und apostolischen Leben zu entrücken. Darin liegt eben die weltüberwindende Miesenaufgabe des katholischen Priesters von heute, daß er von der „gewöhnlichen“ oder gewohnheitsmäßigen Stufe der Tugend sich zum apostolischen Heldenmut erhebe. Demgemäß sei der Versuch gewagt, skizzenhaft den Inhalt der petrinischen Ermunterung: „*Fraternitatem diligite!*“ darzulegen

Zuerst gilt es, die Ausdehnung der „Bruderschaft“ genau ins Auge zu fassen. Das eine Wort „katholisch“ umschreibt ihre Grenzen. Was Dollinger noch im Jahre 1860 mit klassisch schönen Worten über das Reich Christi geschrieben hat, gilt heute und jederzeit, denn damals hat der unglückliche Gelehrte nur die Lehre des Evangeliums mit katholischen Augen erschaut und dargestellt. „Als ein Reich hatte Christus seine Kirche geschildert, als ein großes, mächtiges Reich, das unter allen Anfeindungen sich unüberwindlich behaupten werde Dieses Reich nun wird nach der Vorhersagung seines Stifters in schwere Kämpfe verwickelt, aber doch nie zerstört werden, es wird aus diesen Anfeindungen und Kämpfen nicht nur zuletzt immer siegreich hervorgehen, sondern auch die zuerst ihm feindlich widerstrebenden Weltreiche, wenn sie nicht untergehen, von innen heraus umgestalten.

Denn es sollen alle Völker allmählich diesem Reiche einverleibt werden. Die Kirche sollte nicht als eine verborgene Sekte vegetieren, nicht als ein stilles Häuflein einzelner sich für auserwählt haltender Seelen ihr Dasein fristen, sondern als Weltkirche weit und umfassend genug sein, um jede Nationalität, jede der menschlichen Natur entsprechende Richtung und Tätigkeit in ihren Schoß aufzunehmen und zu veredeln. Die große Erziehungsanstalt der Menschheit sollte sie werden; Staat und Recht, Ehe und Sitte, Bildung und Wissenschaft, jede ethische Lebensform, jede Grundlage und jedes Produkt nationalen und individuellen Lebens und Wirkens sollte sie mit ihrem Geiste durchdringen und läutern. Aus einem ganz durch die Religion geschaffenen und nur durch sie vom Untergange bewahrten Volke hervorgegangen, war es gerade in ihrer Anfangsperiode ihr

Loß, in schwerem Kampfe, in zähem Ringen mit dieser so zähen, so fest ausgebildeten und geschlossenen Nationalität sich behaupten und entwickeln zu müssen und dann in einem Weltreiche sich zu verbreiten, das auf den Trümmern der besiegten Volkstümlichkeiten sich erbaut, alle Schranken derselben durchbrochen hatte. So entging die Kirche der Gefahr, gleich in ihrer Jugend in die beengende und abstoßende Form einer bestimmten Nationalität gepreßt und dadurch ihrem universalen Berufe entfremdet und für denselben untauglich gemacht zu werden.“¹⁾

Durchdrungen von dieser katholischen, übernationalen Auffassung der kirchlichen Gemeinschaft betrachteten die ersten Christen Landesgrenzen und andere zeitliche Umstände als Nebensache. Den berühmten Brief, womit Euseb das 5. Buch seiner Kirchengeschichte eröffnet, senden „die Diener Christi in den Gemeinden zu Bienne und Lyon in Gallien den Brüdern in Asien und Phrygien, die mit uns denselben Glauben und dieselbe Hoffnung der Erlösung haben“. Ihren unschätzbaren Bericht über den Heldennut der Märtyrer schließen sie mit den Worten: „Sie, die den Frieden geliebt, die den Frieden immer empfohlen hatten, gingen in Frieden zu Gott und hinterließen der Mutter (der Kirche) keinen Kummer, den Brüdern keine Uneinigkeit noch Krieg, sondern Freude, Friede, Einträchtigkeit und Liebe.“ Kein Land und kein Volk ist eben von der Brüdergesinnung ausgeschlossen, da es entweder schon in die Bruderschaft aufgenommen ist oder noch auf dieses Glück wartet. Der Priester, dem die auswärtigen Missionen gleichgültig sind, hat daher starke Einbuße an seinem katholischen Charakter erlitten. Hand in Hand mit einer solchen seelischen Verkümmern geht die Beschränkung des Interesses auf das eigene Volk und seine Wohlfahrt. Auch wenn zunächst die religiöse Fürsorge im Vordergrund stünde, würde doch der rohe Nationalismus alsbald die Oberhand gewinnen, und die Religion zu einer national gefärbten Eigenschaft herabgewürdigt werden. Leider zeigt die Gegenwart in erschreckender Weise, wie diese theoretische Folgerung zur Tatsache geworden ist. Durch den Abfall vom katholischen Christentum sind die Völker und Staaten Europas in die einseitigste und engherzigste Selbstsucht versunken. Die nationale Sprache, Kultur oder auch Unkultur und Vorherrschaft gilt nach

¹⁾ „Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung“, 2 Aufl. 1868, S. 222.

Art eines Bösenbildes alles, das Christentum ist Nebensache geworden. Das gerade Gegenteil von jener Gesinnung der weltüberwindenden Christen aus der Märtyrerzeit ist eingetreten. Die galiläischen Christen konnten nach Eusebius ihren kleinasiatischen Brüdern aus der Verfolgung gegen Ende des 2. Jahrhunderts von dem Diakon Sanktus mit heiligem Stolz berichten: „Er sagte (beim Verhör) weder seinen Namen noch sein Volk und Vaterland, noch seinen Stand, ob er Sklave oder ein Freier sei, sondern auf jede ihm vorgelegte Frage entgegnete er in lateinischer Sprache nur: Ich bin ein Christ.“ Unlängst war dagegen in öffentlichen Blättern die Aeußerung eines tschechischen Priesters behufs Begründung seiner schismatischen Gesinnung zu lesen: „Zuerst bin ich Tscheche und dann erst Christ, denn zuerst bin ich als Tscheche geboren worden.“ Das Wort des heiligen Augustinus scheint dieser „Gottesgelehrte“ vergessen zu haben: „Nihil nasei nobis profuit nisi redimi profuisset.“ Daß die naturalistische Ausartung zur fanatischen nationalen Selbstsucht durch einen Teil des Klerus befördert worden ist, kann leider nicht in Abrede gestellt werden. Bei den verschiedenen Völkern ist freilich diese Schuld des Klerus verschieden. Am bedauerlichsten zeigt sich der Tiefstand der katholischen Gesinnung und das Vergessen auf die „Bruderschaft“ in der Unterdrückung der katholischen Weltmission durch nationale Machtansprüche. Der Papst als Oberhaupt der übernationalen Weltkirche wird dadurch zur unmittelbaren Abwehr der modernen nationalistischen Häresie genötigt. Die Verkündigung des Evangeliums wird von den Staaten, denen der Ausgang des Weltkrieges günstig war, als Mittel zur Ausbreitung der Staatsgewalt mißbraucht. Gegenüber diesem Antichristentum ist die Pflicht des katholischen Klerus unter allen Völkern, für die Weltbruderschaft der Kirche einzutreten, doppelt groß und dringend geworden.

Die vernünftige und christliche Ordnung der Liebe verwehrt hieneben dem Priester keineswegs, für sein Volk und seine Heimat mit Vorzug liebevoll einzutreten. Für den Seelsorger nach dem Herzen des Heilands wird schließlich die eigene Pfarrei zu der „Bruderschaft“, die an erster Stelle auf seine Bruderliebe Anspruch erhebt. So haben die heiligen und vom apostolischen Geiste erfüllten Priester aller Jahrhunderte und jedes Volkes die katholische Liebe zur Weltkirche mit der Hingabe an die Lebensaufgabe im engeren Wirkungs-

freie zu verbinden verstanden. Paulus wurde im ausgezeichneten Sinne der Weltapostel und „doctor gentium“; trotzdem konnte er Gott zum Zeugen dafür anrufen, daß er um den Preis seines Ausschlusses von Christus das Heil seiner israelitischen Brüder und Stammesgenossen wünschte (Rom. 9, 1 bis 5). Weit entfernt aber, diese übernatürliche Liebe zu seinem Volke mit triebhaften nationalistischen Anwandlungen zu vermischen, blieb er sich seines besonderen Berufes für die Heiden, bezw. Heidenchristen bewußt und trat wie kein anderer gegen judaisische Sonderbestrebungen im Christentum auf. Das heißt die petrinische Mahnung befolgen: *Fraternitatem diligite!*

Eine notwendige Verengerung des Bruderkreises zugunsten einer innigeren Liebe tritt für den Priester gegenüber seinen priesterlichen Mitbrüdern ein. Die „Confratres“ stehen seinem Herzen am allernächsten. Natürlich erhebt die brüderliche Einheit mit dem Diözesanklerus die ersten Ansprüche an das Priesterherz. Der wunderschöne Hymnus im „Mandatum“ sollte bei Zusammenkünften des Klerus den Einklang der Herzen zum Ausdruck bringen:

„Simul ergo cum in unum congregamur,
Ne nos mente dividamur, caveamus.
Cessent iurgia maligna, cessent lites,
Et in medio nostri sit Christus Deus.“

Ohne Gefahr, ein freventliches Urteil zu fällen, kann doch behauptet werden, daß der Priester auf Irrwegen wandelt, der sich unter normalen Verhältnissen vom Verkehr mit seinen Mitbrüdern abschließt und den Sonderling spielen will. Das *Vae soli* kann allzu leicht für ihn zur empfindlichen Straffentenz werden. Die alte kirchliche Organisation des Klerus nach Diözesen, Dekanaten u. s. w. hat dabei ihren wohlthätigen Einfluß auf den einzelnen auch unter den modernen Verhältnissen nicht verloren.

Die Versuche, dieses konfraternelle Band durch neuartige Klerusverbände zu ersetzen, haben bisher keine befriedigenden Ergebnisse gezeitigt. Das berechtigte Streben des Klerus nach engerem und lebendigerem Zusammenschluß zur Vertiefung seiner Interessen, wozu die Gegenwart drängt, wird doch am sichersten im Rahmen der gegebenen Organisation und durch Belebung der bisherigen Einrichtungen erreicht. Keinesfalls kann eine neue Organisation gegen die hergebrachte pflichtmäßige aufgerichtet werden; es ist aber kaum möglich, für eine neue Standesvertretung einzutreten, ohne die alte

als unbrauchbar zu verabschieden. Dagegen fügen sich Vereinigungen, die das priesterliche Tugendideal anstreben, wie von selbst den Diözesanverhältnissen ein und beleben die Pfarrkonvente und Konferenzen. Immer wieder drängt der göttliche Geist, die „fraternitas“ des Klerus im altchristlichen Sinne auf diesem Wege zu erneuern. Das Werk des ehrwürdigen Bartholomäus Holzhauser ist gelegentlich der Erinnerung an seinen Geburtstag vor 300 Jahren (1613 bis 1658) erst unlängst wieder in seiner Zeitgemäßheit gefeiert worden. Der Krieg hat leider die Anregungen bei dieser Gelegenheit sich nicht auswirken lassen. Die Breslauer Diözese verdankte ihre 1718 begründete originelle „Familia Carolina“ der Begeisterung des frommen Pfarrers Blasgude († 1732) für den heiligen Karl Borromäus, die für einen kleinen Kreis das anstrebt, was die 1862 gegründete „Unio apostolica“ in der ganzen Kirche herbeiführen will: die Heiligung des Priesters. Die größte Förderung hat dieser segensreich wirkenden „fraternitas“ wohl Pius X. durch seine „Exhortatio ad clerum catholicum“ vom 4. August 1908 angedeihen lassen. Die Wiener „Associatio perseverantiae sacerdotalis“ verfolgt keinen anderen Zweck. Immer ist es die Idee der Brüderlichkeit, die diesen Vereinigungen zugrunde liegt. Die vielen verschiedenen Genossenschaften der Regularkleriker, ja alle Ordensstiftungen der Kirche sind nur verschiedene Erscheinungen der apostolischen fraternitas.

Der im Glauben erschauten Ausdehnung der kirchlichen „Bruderschaft“ muß nun auch eine übernatürliche Liebe zu den Brüdern entsprechen. Der heilige Petrus hat in seiner herrlichen Stufenleiter das Aufsteigen des Christen vom Glauben bis zum „amor fraternitatis“ (φιλαδελφία), der die Vorstufe zur caritas bildet, dargestellt (II. Petr. 5 bis 7). Alle wesentlichen Grundsteine des Gebäudes der christlichen Vollkommenheit sind darin in klassischer Kürze geordnet vorgeführt. Ohne Bruderliebe gibt es keine Gottesliebe. Der heilige Johannes reicht dem Apostelfürsten wie überall so auch hier die Hand mit seiner kraftvollen, anschaulichen Berufung auf die Erfahrung und die Vernunft: „Si quis dixerit quoniam diligo Deum et fratrem suum oderit, mendax est. Qui enim non diligit fratrem suum quem videt, Deum quem non videt, quomodo potest diligere?“ (I. 4, 20). Um die ganze Höhe und Tiefe dieser vereinigten Gottes- und Bruderliebe richtig zu erfassen, muß die Begriffsbestimmung der caritas und dilectio durch den heiligen

Thomas (II. II. qu. 27) vorausgesetzt werden. Die praktische Ausübung der Bruderliebe wird dann zu einem bewundernswerten Helden- und Meisterstück des christlichen Geistes. In einer Zeit, da Sentimentalität und rohe Genußsucht einerseits, bis zum bestialischen Haß gesteigerte Lieblosigkeit anderseits die christliche Liebe verdrängen, darf der Priester als Apostel der katholischen Bruderliebe kein ungeübter, mittelmäßiger Stümper in seiner himmlischen Kunst der Caritas sein. Es gilt, die Welt aufs neue durch die Macht der Liebe zu erobern oder doch den goldenen Schatz der Liebe unverfälscht vor der Welt zu bewahren. Es war ja, um ein Beispiel anzuführen, doch nicht bloß eine vereinzelte, bedeutungslose Verirrung, als in der großen Sammlung von Versen und Reimereien unter dem Titel: „1914 der deutsche Krieg im deutschen Gedicht ausgewählt von Julius Bab, Berlin“ (Bd. I, S. 174) unter der Ueberschrift „Liebe oder Haß?“ folgender lyrische Herzenserguß erschien:

„Ich sah am Kreuze Jesu Christ,
Der aller Liebe Vater ist;
Und noch in Kreuz- und Todesnot
Den Feinden seine Liebe bot.
Es sprach zu mir sein mild Gesicht:
Nun singe Liebe! Hasse nicht!
Ich aber hab' mich abgewandt,
Nahm hier die Feder in die Hand
Und schreibe her: Ich hasse, Herr!
Aus tiefster Seele haß' ich, Herr!
Und blick' dir doch klar ins Gesicht:
Mein Haß weicht deiner Liebe nicht!
Weil dieser Haß, Herr Jesu Christ,
Die Frucht der höchsten Liebe ist.
Mein Vaterland in tiefster Not:
Haß allen Feinden bis in den Tod!“

Dieser Absage an das Christentum aus deutscher Feder können aus den Ententeländern ähnliche „Leistungen“ der Poesie oder Rhetorik an die Seite gestellt werden. Sind auch solche Entgleisungen bei dem katholischen Klerus ausgeschlossen, so ist dieser doch von Anwandlungen nicht unberührt geblieben. Die ernststen Mahnungen des Heiligen Vaters zur Nächstenliebe an gewisse Kreise des französischen Klerus waren nach den bekannten Angriffen gegen die

Katholiken Deutschlands nur zu berechtigt. Die wichtigste Aufgabe des katholischen Priesters aller Nationen ist demnach heute, mit der altchristlichen Bruderliebe allen Staatsgrenzen und Volksunterschieden zum Trotz vollen Ernst zu machen, zuerst das Reich Gottes in der Liebe Christi zu suchen und dadurch den Segen Gottes auch auf die irdischen Interessen herabzuziehen. Was der ehrwürdige Diener Gottes P. Libermann († 1852) im Jahre 1844 seinen Missionären ans Herz legte, gilt heute dem gesamten Klerus aller Sprachen und Länder: „Meine Brüder, liebet Euch untereinander! Was würdet Ihr ohne Friede und Einigkeit ausrichten? Zeiget also durch vollkommene Einigkeit und gegenseitige Liebe, daß der Geist Jesu Christi in Euch allen ist. Ertraget Eure Charakterfehler und Unvollkommenheiten gegenseitig. Tröstet Euch untereinander in der Liebe Jesu Christi! Alle Leiden werden leicht, wenn Ihr in der Liebe Jesu Christi geeint seid. Warum solltet Ihr also das Herz Jesu Christi betrüben, welches das Band der Einheit unter Euch allen sein will? Ein jeder lasse seinen Mitbruder handeln, wie dieser es vor Gott für gut und zweckmäßig erachtet. Seid zuvorkommend und dienst-eifrig gegen einander, unterstützet Euch gegenseitig, wie Ihr es gegen Jesus, Euren göttlichen Meister, selbst tun würdet. Erheitert einander in Mühen, Leiden und Trübsalen, denn Ihr seid Diener, Apostel Jesu Christi.“¹⁾

Die tatkräftige Bruderliebe, die nur Gottes Ehre und das Wohl des Nächsten sucht, ist zudem stark, und der modernen, weichen Empfindlichkeit geradezu entgegengesetzt. Insbesondere offenbart sie diese Eigenschaften in der „brüderlichen Zurechtweisung“. Kaum ein anderer Zweig der christlichen Nächstenliebe wird so vernachlässigt, als gerade diese *Correctio fraterna*, weil keine andere Übung so viel Tugend bei dem Zurechtweisenden wie bei dem zurechtgewiesenen Teile voraussetzt. Diese Demut und große Liebe, diese beiden Angelpunkte des christlichen Tugendlebens, reichen hier einander die Hand. Eine mittelmäßige Demut genügt schon nicht mehr, um eine gutgemeinte, ernste Zurechtweisung dankbar anzunehmen, und mehr als gewöhnliche Liebe wird erfordert, damit die Zurechtweisung nach Inhalt, Form und Ton zutreffend gegeben werde. Die Apostelfürsten haben diesbezüglich in Antiochia (Gal. 2, 11 f.) ein Beispiel

¹⁾ Heilgers, „Das Ideal des Priestertums“. Briefe des ehrwürdigen P. Libermann. Paderborn 1893, S. 103.

für alle Zeit gegeben. Die sonderbaren Erklärungsversuche dieses Vorganges seitens mancher Gegebenen zeigen, daß es schon schwer ist, das richtige Verständniß für den tiefen, strengen Ernst wahrer Liebe zu besitzen. Die Durchschnittsmenschen der Gegenwart vermögen noch viel weniger die Sorge für die Seele von der Empfindlichkeit für die eigene Person zu trennen. Vor mehr als sechzig Jahren hat der fromme Benediktiner von Einsiedeln P. Claudius Perrot in seinen „Vertraulichen Mittheilungen an die Kleriker des Weltpriester- und Ordensstandes“ mit dem Titel „Der Priesteramtskandidat“ (Einsiedeln 1868), seinen scharfen Blick in die Zukunft bekundet, als er unter der Aufschrift: „Weichlinge oder ein neues Geschlecht“ (S. 266) die jugendlich begeisterten Priesteramtskandidaten warnte, Pläne für die Kämpfe gegen die Feinde der Kirche zu schmieden, ehe sie selbst sich zu bekämpfen gelernt hätten. „Mögen unsere jungen Freunde nur nicht vergessen, daß sie allererst gegen sich selbst energisch und männlich vorzugehen haben, ehe sie den Kampf mit den uns umringenden Feindesmassen mit Erfolg aufzunehmen gedenken. Dafür sollten sie freilich in den ersten Jahren schon erzogen, dann ausgebildet, dann vorgeübt werden. Unsere Zeit ist aber nicht derart, daß sie kräftige Naturen, hochherzige Seelen, männliche Charaktere bilden kann; und vielleicht ist der Vorwurf nicht so ungegründet, daß sie Mädchen zu Puppen, und Knaben zu verweichlichten Mädchennaturen heranzieht. Darum tut es vor allem not, nach einer Zucht sich umzusehen, welche der Heilige Geist von Anbeginn seiner Kirche eingegeben. Diese Zucht ist beim Kinde die Rute, beim Knaben der aus Gottesfurcht hervorgehende Gehorsam, beim Jüngling die Bändigug der Leidenschaft durch Abbruch in Lust und Genuß und im männlichen Alter die Gewalt der Selbstbeherrschung im Ertragen, Entsagen und Maßhalten zur Erlangung eines festen Willens und gründlicher Tugend. Dafür sind leider unsere Schulen, Gymnasien und Erziehungshäuser nicht eingerichtet. Selbst die religiöse Erziehung kränkt am Herzübel der Zeit. Die Wahrheiten, welche Heilige bilden, dringen zu wenig ein, und der Grund davon ist, weil man dem jugendlichen Hochmut zu viel Vorschub leistet und dem Naturleben und seinen unersättlichen Forderungen zu viel Zugeständnisse macht: es folgt daraus, daß die Lehren des Evangeliums und das übernatürliche Leben des Glaubens und der Gnade den Geist nicht ergreifen und den inneren Menschen nicht umwandeln.“

Wie haben doch die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts die Ernte gezeitigt, deren Saat der schweizerische Benediktiner um die Mitte des 19. Jahrhunderts so bedenklich in den angeführten Worten in die Halme schießen sah! Eine gründlich verfehlte, verweichlichte Pädagogik, die 1908 den redlichen Friedrich Paulsen nach der alten „*educatio strenua*“ mit ihren drei Imperativen: „Lerne gehorchen! Lerne dir etwas versagen! Lerne dich selbstverleugnen!“ seufzen ließ, hat den modernen Menschen mit einer mimosenhaften Empfindlichkeit gegen jede Zurechtweisung behaftet. Kein geringer Mut gehört dazu, sich von dieser krankhaften Anlage durch Annahme von Demütigungen zu befreien. Die *Correctio fraterna* unter Priestern ist vielleicht das vorzüglichste Heilmittel. Die regelmäßig verrichtete, öftere Beichte hinwieder ist die nächstliegende energische Form derselben oder gibt wenigstens die beste Gelegenheit dazu. Das neue kirchliche Gesetzbuch hat daher mit can. 1367, n. 2, der den Priesteramtskandidaten vorschreibt: „*Semel saltem in hebdomada ad sacramentum poenitentiae accedant*“ entsprechende Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit genommen. Vor 50 Jahren konnte es noch in einem Seminar vorkommen, daß einzelne Alumnen verstohlen vor den anderen zur wöchentlichen Beicht und Kommunion gehen mußten, weil die Statuten nur den vierzehntägigen Sakramentsempfang vorschrieben. Selbstverständlich hat die *Correctio fraterna* mit der pietätlosen Kritikaſtereſei oder „demokratischen Krakeelerei“ nichts zu tun, die als häßliches Zerrbild einer Tugend niemanden mehr entſtellt als den Priester.

Brüderliche Einheit und liebevolle Einigkeit des Klerus auf dem katholischen Erdkreise bildet wie in den Tagen der Apostel auch heute noch eine unüberwindliche Weltmacht. „*Frater, qui adiuvatur a fratre, quasi civitas firma*“ (Prov. 18, 19). Das „Kirchenbuch“ des Siraziden ſtellt daher die „*Concordia fratrum*“ an die erste Stelle der drei Güter, die Gott und den Menschen wohlgefallen (Eccli. 25, 2). Das Antichristentum ſucht dagegen iſtinktiv dieſe Macht durch Spaltungen zu erſchüttern. Das ergreifende Flehen des Herrn um Einheit der Seinen im hohenprieſterlichen Gebete dauert aber heute noch fort. Nichts kann dem idealen Priester der Gegenwart mehr am Herzen liegen, als ſich dieſem Gebete anzuschließen, indem er die Mahnung des Apoſtelfürſten erfüllt: „*Fraternitatem diligite!*“